

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 15

Artikel: Jonas Truttmann. Sechzehntes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 1. Mai 1933

Seite 15

Der Frühling chunnt.

Es merzelet. Der Frühling chunnt.
Er stimmt sy Wundergynge.
Und alli Gresli, alli Bäum
wei luuschtere . . . und schwyge.

Sez fliegt en allererschte Ton,
e märlischöne, syne,
wo wyt-wyt har dur's Buecheholz
i's Tal und d' Dörfer yne.

Und wider eine, nööcher scho!
Dä tuet eim chribis-chrütle.
Der Wald und alls, wo gschwige het,
fot heimlig aso chlüsle.

Los, neu! Saite, zwo und mehr!
E Wundermys tuet sänge.
Die goht in alls. Die tönt dur alls . . .
Gly wärde d' Bolle springe!

Fraugott Meber.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel

Die paar Tage bis zur Hochzeit vergingen im Fluge. Wenn Geni sich vielleicht wunderte, daß sein Einspruch so wirkungslos blieb, so wiederholte er ihn doch nicht. Er ging seiner Arbeit nach, kam zu den Mahlzeiten und war immer der alte. Wenn er Wize riß, galten sie jetzt mehr den beiden Brautleuten, nicht nur dem Bruder allein.

„Übermorgen geht der große Krieg an. Wir wollen's gern erleben, wer der Stärkere ist.“

„Ob die kleinen Jonasse auch so werden wärfeln können wie ihr Herr Vater?“

Wählerisch war er in seinen Reden nicht. Manchmal waren sie nur von Rücksichtslosigkeit, manchmal von einem versteckten Groll erfüllt.

Inocenta wich ihm aus. Seine Nähe störte ihr Gleichgewicht.

Jonas sagte am Vorabend der Hochzeit mit einer beherrschten, überlegenen Stimme: „Morgen geht ein neues Leben an, Bruder. Wir könnten dann aufhören, uns aneinander zu reiben. Sonst wäre es wohl besser, daß wir einander aus dem Wege rücken würden.“

Daraufhin antwortete Geni zuerst nicht. Die Einsicht durchfuhr ihn, daß der andere eine Art Hauptperson im gemeinsamen Erwerb geworden war, und er war im Augenblick nicht gefaßt darauf, es mit ihm zu verderben.

„Ist es so lang gegangen, wird es auch weiter gehen,“ lenkte er dann mit leichter Verstocktheit ein.

„Es liegt nur an dir,“ entgegnete der andere friedfertig.

Nach diesem Gespräch zeigte Geni einen plötzlichen und drolligen Eifer, zum Gelingen des

Festes beizutragen. Während das Brautpaar mit den Zeugen auf dem Zivilstandsamt war, nagelte er einen mit einem grünen Kranz umwundenen Willkommensschild über die Haustür. Am Abend sang auf der Straße unten der kleine Dorf Männerchor, und es stellte sich heraus, daß Geni, der im Vorstand saß, ihn zusammengetrommelt hatte. Am Morgen vor der Abreise nach Einsiedeln aber, als verabredetermaßen der Tschusepp die Tochter dem Bräutigam zuführte, brach plötzlich ein ohrenbetäubendes, fensterklirrenmachendes Schießen los, das wiederum Geni auf einer Anhöhe hinter dem Hause veranstaltete. Er kam nachher, übers ganze Gesicht lachend, in die Wohnstube herunter, wo alle anderen versammelt waren.

Jonas reichte ihm die Hand. „Ich danke dir,“ sagte er, bemüht, diesen Dank auch zu empfinden und von dem Gedanken in eine weichere Stimmung versetzt, daß dieser Tag ihn ein Ziel erreichen ließ.

„Man soll doch auch daheim Freude sehen, wenn schon ihr euch an einem anderen Ort zusammengehen laßt,“ entgegnete Geni.

Dann stellte er sich vor Inocenta hin und betrachtete sie: „Sapperlot,“ scherzte er, „etwas Feineres werden sie zu Einsiedeln noch nicht unter die Haube gesteckt haben.“

Hierauf spottete er über den Tschusepp, er sehe in seinem Festtagsgerüst aus wie ein Schulmeister im Examen und schüttelte eine Lache über den Knecht Kaspar aus, ob die Kühe nicht Tränen in den Augen gehabt hätten, als der kleine, dicke Knirps ihnen im schwarzen Rock seine Aufwartung gemacht. Auch die Franzi kam nicht ungeschoren davon. Er neckte sie, sie habe ein Auge auf Kaspar, wenn er auch eine Leiter brauche, um ihr in die ihrigen schauen zu können.

So umtollte er die Hochzeitsgesellschaft, die sich an Kaffee und Kuchen gütlich tat, mit seiner Ausgelassenheit. Alles klang ganz echt, obwohl er sich vielleicht selbst ein wenig an seinem Wesen betrank und damit den immer noch wachen Ärger und eine ihm noch nicht bewußt gewordene innere Unzufriedenheit in sich erstickte.

Bald wurde es indessen Zeit für das Brautpaar, aufzubrechen.

Geni war der erste, ihnen die Hände zu schütteln und zu versichern, er müsse fort, sie würden dann nachher schon merken, warum.

Inocenta fühlte eine kleine, seltsame Hem-

mung vor der Brust, wie wenn eine Furcht plötzlich ihr Herz umschlöße, als seine Finger fest die ihren umspannten.

Aber schon stand ihr Vater vor ihr, wirklich zum Lachen anzusehen in seinem feierlichen Anzug, den er sich für den Anlaß von einem Landschneider hatte anfertigen lassen. In seinen kleinen, schwimmenden Augen lag ein großer Ernst. „Es ist nicht immer alles gewesen, wie es hätte sein sollen,“ sagte er zu Inocenta. „Hoffentlich macht der da das alles gut an dir.“

Er wiegte leicht den grauen Kopf nach Jonas hin. Um seinen Mund zuckte es.

Inocenta mußte weinen. Sie bog sich nieder und küßte den Alten. Das hatte sie ihres Wissens noch nie getan.

Der Abschied von Kaspar war rasch erledigt. Die schwerfällige Franzi hätte sie am liebsten mitgenommen. Die zupfte aber noch da und dort an ihrem Schwarzseidenen zurecht und schob sie dann gleich einer Mutter zur Tür hinaus: „Reiß' gut“, wünschte sie, und es brauchte der Worte nicht mehr, um der Inocenta zu zeigen, daß der Wunsch ebensojehr für die Lebens- wie für die kurze Hochzeitsreise galt.

Mit andächtigen Fingern hatte Franzi das schöne Mädchen angerührt. Sie, die Alternde, Häßliche, empfand die körperlichen Vorzüge der anderen wie etwas Wunderhaftes, und sie hatte sich schon so an Inocentas Nähe gewöhnt, daß sie sie mit einer gewissen Angstlichkeit auf eine Reise entließ, aber seltsamerweise entsprang diese Angst nicht irgendwelcher Selbstfucht, sondern der Erwägung, daß ein Mann wie Jonas einen Schatz wie die Centi nur mit Eifersucht und steter Furcht vor Verlust hüten und sein eigen nennen könne.

Sie nahm auch Jonas' Hand nur flüchtig in ihre rauhe Präge und leitete ihn der Braut nach, gleichsam als wolle sie ihm bedeuten, er solle seine Zukünftige nur keinen Schritt allein lassen oder er möge nehmen, was nun sein sei und was sie ihm von Herzen gönne.

Vielleicht merkten sie es in diesem Augenblick nicht, aber von der plumpen, breitschultrigen Magd aus folgte ihnen ein warmer Strom, eine heimliche Freude, wie sie nur in einer neidlosen Seele erblüht.

Sie stiegen über die Treppe nieder an die Straße, wo ein Einspänner sie erwartete. Noch einmal schüttelten sie den dreien, die ihnen gefolgt

waren, die Hände. Dann trieb der Kutscher das Pferd an. Es stieg aber erschreckt hoch auf; denn eben ging ein Knallen und Knattern los, daß die Berge den Widerhall lang und grollend zurückwarfen. Als der Kutscher sein Tier beruhigend wegauswärts lenkte, sahen sie Geni mit anderen jungen Leuten auf einem Hügel stehen. Salve auf Salve folgte. Geni schwenkte sein buntes Taschentuch. Schlank und stark zeichnete sich seine Gestalt gegen das Licht.

Inocenta sah Jonas von der Seite an.

„Nun, nun“, sagte er, „das ist des Spektakels bald genug.“

Aber er vermied Inocentas Blick, und sie konnte nicht wissen, was er dachte.

Sie fuhrn durch Bergseeon, das Dorf. Fenster flogen auf, Gaffer stellten sich unter die Türen und an die Gartenzäune. Dann gewannen sie die offene Straße, und es wurde still um sie. Sie hatten kaum miteinander gesprochen, vielleicht, weil der Kutscher sie störte, vielleicht, weil jedes zu viel mit seinen Gedanken zu tun hatte. Jetzt fühlten sie zum erstenmal mit größerer Eindringlichkeit, daß sie allein waren und zusammengehörten, so nah zusammen, daß es sie noch befremdete.

Jonas nahm Inocentas Hand. Anfänglich schien er nicht sprechen zu wollen; denn er hielt ihre Hand, nach der er unter der Decke gegriffen, still in der seinen. Sie fühlte, wie bewegt er war. Sie war aber nicht frei. Es lag ihr wie ein Stein auf der Brust.

Jonas sagte leise: „Jetzt müssen wir es halt miteinander wagen.“

Sein bleiches Gesicht rückte ihr ganz nah. Alle Knappheit und Herbheit hatte sich in Dankbarkeit und Vertrauen gewandelt. Er gab sich in diesem Augenblick Inocenta ohne Zweifel und Bedenken hin.

Da schwand auch ihre Beflemmung ein wenig, und sie lächelte ihn an. „Sie sind alle sehr gut zu uns gewesen“, sagte sie in Erinnerung an die Glückwünsche der anderen und an Genis Bemühen, sie zu feiern.

„Ja“, erwiderte Jonas, „es sieht aus, als sollten wir es sehr schön bekommen.“

Mit diesem hoffnungsvollen Worte traten sie ihre eigentliche Hochzeitsreise an; denn sie gelangten bald nachher nach Bergenried und auf das Dampfboot, das sie nach Wassern hinüberbrachte, von wo sie mit der Bahn die Fahrt nach Maria-Einsiedeln fortsetzten.

Der Himmel wurde grau und hing schwer

über dem Lande, allein es fiel kein Regen, und sie sahen auf der Erde genug Neues in Dörfern, an denen sie vorbeifuhren, an Wäldern, Feldern und Bächen, so daß sie den verhangenen Himmel nicht brauchten. Jonas war da und dort schon auf seinen Marktfahrten gewesen und erzählte Inocenta davon. Sie erreichten in vergnügter Stimmung ihr Reiseziel.

Was die Franziska gesagt hatte, wurde Tatsache. Die Klosterkirche von Maria-Einsiedeln hatte noch keine lieblichere Braut gesehen. Sieben Brautpaare gingen am gleichen Tage zur Kirche. Auf der Freitreppe vor dem Wallfahrts-hause und an der Tür standen mancherlei Neugierige. Auch in der Kirche selbst war viel müßiges Zuschauervolk. Sie stießen einander an. Es lief eine Erregung durch alle, als Inocenta erschien. Sie stieg mit leichtem Schritt über die Stufen empor. Ihr kleiner Fuß wurde sichtbar, ihr Seidenkleid knisterte, aber durch den Myrtenkranz gehalten, fiel der weiße Schleier zu beiden Seiten des Kopfes nieder und rahmte ihr blaßes, feines Gesicht, das allein schon wie ein Bild aus einem Heiligengemälde war, das aber erst das Staunen der Gaffer weckte, wenn sie die Augen weit und erstaunt und ein wenig verloren auf die Fremden richtete.

„Das ist doch nicht — der Bräutigam?“ flüsterte ein am Weg stehendes Mädchen einer Kameradin mit einem fragenden Blick auf Jonas zu.

„Doch wohl!“ gab diese zurück und fügte, als die andere ungläubig blieb, hinzu: „Siehst du nicht den Hochzeitsmaien im Knopfloch?“

Jonas, dem das weiße Sträußchen vor der Brust stak, konnte die Worte nicht hören, aber er sah die Neugierigen, und es stieg in ihm selber die böse Wissenschaft von dem auf, was sie sich denken und was sie sagen mußten. Er ging ja nicht wie die anderen die Treppe hinauf. Er mußte immer mit einer lächerlich hüpfenden Bewegung Stufe um Stufe nehmen. Die Erkenntnis, daß er wieder in der Leute Mäuler war, trieb ihm das Blut zu Kopf. Seine Wangen brannten. Plötzlich fühlte er, wie Inocentas Schulter die seine streifte und sie ihn ein wenig hilflos anschaute, gleichsam als wollte sie sagen: Ich bin froh, daß du an diesem fremden Ort bei mir bist. Das tat ihm wohl. Er trug ein vor Freude hochklopfendes Herz durch die Kirchentür.

Wundersames Licht war in der Kirche, obwohl draußen der Tag so grau war. Etwas Geheim-

nisvolles spann darin. Vielleicht kam es von dem leise hallenden Steinboden, der fernen, feinen Musik, die von einer hohen Empore herabklang, oder von den Glasfenstern, deren Rot wie Blut blutete und deren Blau wie heißer Südhimmel war.

Jonas und Inocenta würden hier die Hände fest zusammengelegt haben, auch wenn nicht der Priester sie zusammengegeben hätte, nur aus der Empfindung heraus, daß sie in diesem fremden, überirdisch feierlichen Raum als zwei einfache Menschen sich zueinander flüchten mußten.

Die Trauung ging über sie hin, und sie erlitten und erlebten sie in einer frommen Betäubung. Als sie als Mann und Frau aus dem Gotteshaus traten, fuhr eben ein Windstoß durch die Straße und trieb eine Staubwolke auf sie zu. Auf Inocentas Kleid lagen nachher viele weiße, feine Körnchen. Sie begaben sich aber noch immer ganz benommen nach dem Gasthause, wo sie Mahlzeit und Wohnung bestellt hatten. Erst dort, in ihrem stillen Zimmer angekommen, erwachten sie zur Erkenntnis ihrer selbst, und die leise Freude eines Amziel- und Geborgenseins ergriff sie beide.

Aber in dieser Nacht sah Inocenta den zerstörten Körper ihres Mannes zum erstenmal unverhüllt. Schrecken und Mitleid stritten in ihr. Ernüchterung und Abneigung wollten ihre Dankbarkeit dafür, daß sie aus Armut in gesicherte Verhältnisse gekommen, erwürgen. Aber Schlaf kam und endete ihre Verwirrtheit.

Sie blieben noch einen vollen Tag an dem Wallfahrtsorte und besahen sich seine Merkwürdigkeiten. Jonas kaufte für seine junge Frau allerlei Andenken. Sie brauchte nur an etwas Gefallen zu finden, so legte er es schon in ihre Hand; denn er war jetzt so erfüllt von einem Glück, das er nie völlig zu erhoffen gewagt hatte, daß er sich mit unbewußten Äußerungen seiner tief innerlichen Freude nicht genügtun konnte. Sie fühlte, wie sich der Kern seines Wesens löste, eine Güte, die man dem herben und verschlossenen Menschen nicht zugetraut haben würde. Das stärkte wiederum ihr Vertrauen zu ihm und eine gewisse stille, erbarmende Liebe, die in ihr für ihn aufblühte.

Am nächsten Tag reisten sie nach Zürich; Inocenta sollte eine große Stadt sehen. Und als sie durch das Landesmuseum gegangen und abends im Theater gewesen waren, schien es Jonas immer noch nicht der Ergötzung genug. Es fiel ihm ein, daß in nicht allzu großer Ferne

der Rheinfluss rausche. So reisten sie auch noch nach Schaffhausen und fuhren auf der Rückkehr noch auf die Rigi. Immer suchte Jonas noch nach neuen Überraschungen für seine Begleiterin, und vielleicht würde er die Reise, die anfänglich nur auf zwei Tage berechnet gewesen, noch länger ausgedehnt haben, wenn ihn nicht das Gewissen zurück an die Arbeit getrieben hätte. Inocenta war erfüllt von Schönem, Großem, Riegeschautem, und weil Jonas ihr alles das zeigte und sie erkannte, daß er ein über das ihre hinaus reichendes Verständnis dafür besaß, so wuchs ihre Achtung. Ihr Herz war still und unbedrängt, als sie am Heimfertage in Bergenried aus dem Dampfsboot stieg, ganz zuletzt hatte auch die Seefahrt mit ihrer Schönheit noch einmal beide ergriffen.

Als sie wieder in dem Einspännerfuhrwerk saßen, das sie schon bei der Fortreise getragen, sandte Inocenta ihre Gedanken in die neue Heimat voraus. Sie freute sich auch auf dieses Ziel. „Wzulange möchte man doch nicht so müßig in der Welt herumfahren,“ sagte sie zu Jonas, und eine Weile später: „Ich habe wohl ein wenig Angst vor den Pflichten, die jetzt auf mich warten.“

Jonas nannte Franziska. Die werde schon helfen und raten.

Und wieder war Inocenta der Gedanke an Franziska lieb und erleichterte ihr den Einzug.

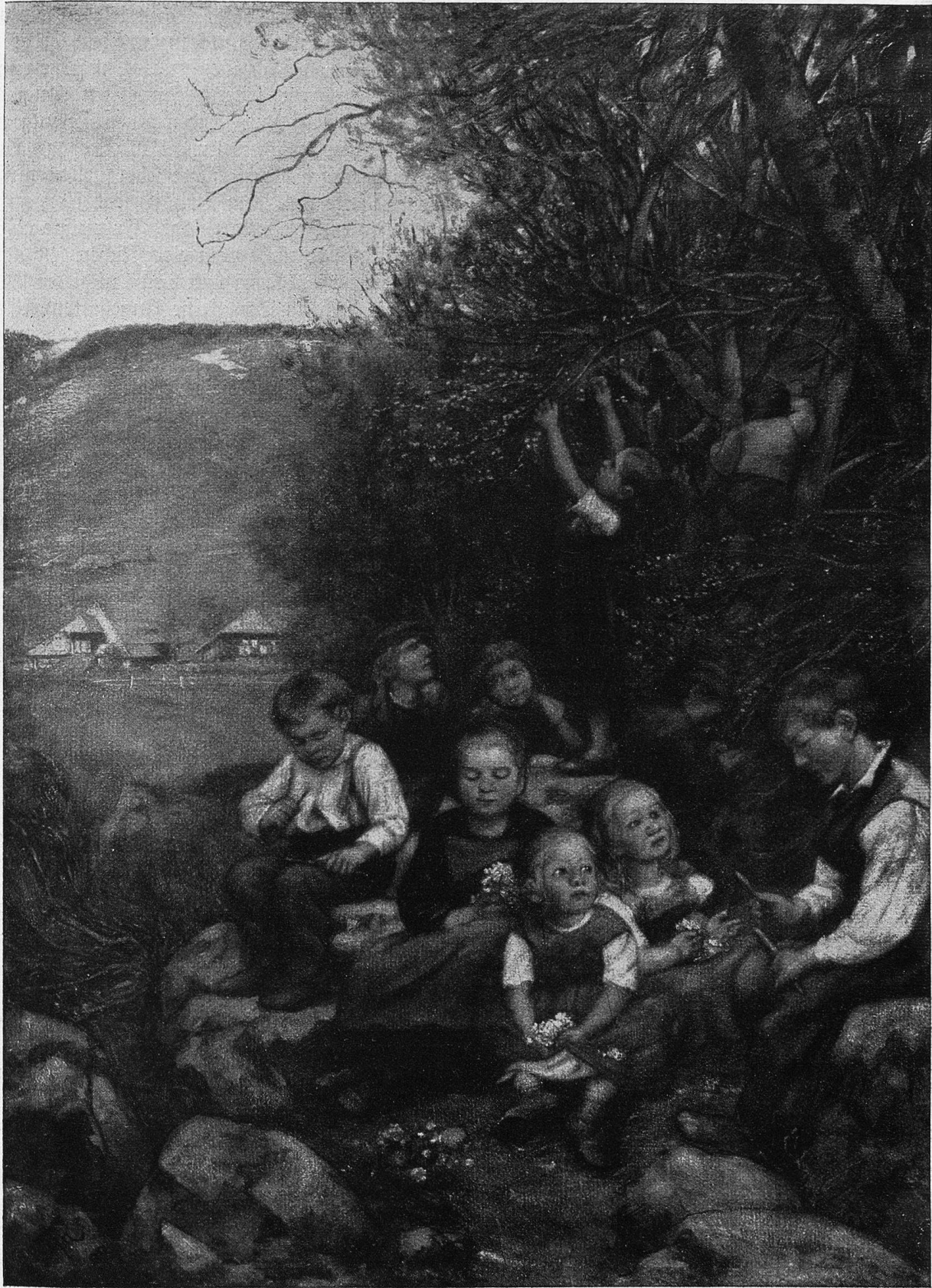
Dann glitt ein leiser Schatten über ihre Seele. Da war doch auch Geni! Und der Schatten verschwand, Freude löste ihn ab. Geni würde sehen, wie gut Jonas und sie zusammen auskamen. Er würde begreifen, daß — und — er war doch ein heiterer Mensch — sie würden ganz vergnügt zusammen sein.

Plötzlich fühlte sie Jonas' Blick. Sie errötete, als ob er ihre Gedanken erraten hätte und davon nicht wissen dürfte.

Aber Jonas freute sich wie sie auf Arbeit und Alltag. Und auch Jonas dachte — an Geni. Vielleicht im gleichen Augenblick wie Inocenta, als zöge eine Seele die andere mit. Aber — was wollte er jetzt mehr? Inocenta war bei ihm, gehörte ihm, gab ihm mehr als er je erwartet hatte.

Das Ehepaar erreichte das Seeguthaus.

Wie bei der Abreise, so standen auch zum Empfang wieder alle da, herbeigelaufen aus Haus, Stall und Gaden, Geni, Franziska, Kaspar und der Tschusepp. Geschossen wurde nicht, aber das Schild mit dem „Willkommen“



Hans Thoma: Kindergruppe.

hing über der Haustür, und alle vier Leute machten frohe Gesichter, streckten die Hände und schüttelten diejenigen Inocentas und Jonas'.

Gemeinsam stiegen alle in die Wohnräume hinauf. Die Neuvermählten legten ab, mußten erzählen und hörten den Bericht der Hausgenossen. Einer ergänzte den anderen bei Frage und Auskunft. Es gab keine Pausen, und der einzelne kam nicht recht zum Empfinden des einzelnen.

Bald wurde Inocenta von Franziska in Beschlag genommen, die ihr zeigen wollte, wie sie es mit Wäschevorräten, Küchedingen und Gartenarbeiten in ihrer Abwesenheit eingerichtet habe.

Inocenta übernahm Pflichten, kam in Aufgaben hinein und hatte bald den Kopf voll von neuen Dingen, so daß sie ein wenig ihres Brautums vergaß und vor allem Haushälterin wurde.

Jonas machte einen Rundgang durch Stall und Feld, als könne sich in der kurzen Zeit seines Fortseins viel verändert haben. Er feierte eine Art Wiedersehen mit seinen Tieren, kraute dort eines am Halse, strich hier einem mit der Hand über den Rücken und schob dem „Mani“, dem Stier, ein Extrabündel Heu vor. In der Stube oben legte er sein Rechnungsbuch vor sich hin und trug ein paar Ausgaben ein, für die Geni ihm die Belege hingelegt hatte.

Ein paarmal kreuzten sich Jonas' und Genis Wege, doch waren sie beide zu beschäftigt, als daß sie sich angeredet hätten. Erst bei eingebrochener Nacht meldete Geni dem Bruder, daß ein Käufer für ein paar Klafter Holz dagewesen sei, die oben im Stafelgut standen.

Geni hatte guten Willen. Er hatte in der Abwesenheit des Brautpaares sein gewohntes Leben geführt, tagsüber gearbeitet, abends einen Kameraden oder auch einmal ein Mädchen gesehen, geschäkert oder ein Spiel gemacht und sich Mühe gegeben, an des Bruders Ehe nicht zu denken. Das war ihm auch ordentlich gelungen, obgleich der geheime Ärger über das ungleiche Paar, das Unrecht, das Inocenta in seinen Augen geschah und die Annäherung, die er in Jonas' Heiratsplan überhaupt sah, ihn fortwährend plagte. Beim Wiederanblick des Brautpaares, als sie heimkehrten, war dieser Ärger gallig und scharf einen Augenblick in ihm aufgequollen, hatte dann aber wieder geschwiegen und meldete sich erst jetzt, da er Jonas allein gegenüberstand. Er bemühte sich indessen, die-

sem ruhig über das Geschäftliche zu berichten, wußte auch genau, daß sie nun wieder wie vorher nebeneinander hinleben mußten. Aber es drängte sich etwas Unbestimmtes in seine ruhige Rede, als ob in seinem Innersten Unausgesprochenes heiß sprudelnd nach Äußerung verlange, etwas, was, wenn es wirklich zu Wort kam, stürmisch alles andere überquellen mußte. Es gelüftete ihn, dem Bruder jetzt noch zu sagen, was er Inocenta gesagt. Er mußte an sich halten, daß er nicht vom eigentlichen Zweck seines Berichtes abkam, und wenn nicht im Wort, so klang doch im Tone seine Ungehaltenheit, der Mangel an brüderlicher Zuneigung.

Jonas achtete augenblicklich nicht auf diese feinen Unterklänge, diese verhehlten Regungen. Er hörte Geni an, zeichnete derweil mit der Feder Kreuze aufs Löschblatt und bedachte das Geschäft, von dem die Rede war.

„Ich will mit dem Reglisepp wegen der Holzabfuhr reden,“ entschied er am Schluß. Er nahm damit sogleich das Heft wieder in die Hand.

Und fortan blieb er im Hause wieder der Führer. Geni ordnete sich nicht unter, aber er ging seiner Wege.

Inocenta und der Schwager trafen sich nicht allein. Aber Geni machte seine Späße und Inocenta lachte darüber. Sie begegneten einander freundlich.

Es wurde Sonntag. Jonas war ins Dorf hinübergewandert, Kaspar ins Wirtshaus. Auch Franziska hatte sich auf eine Stunde zu einer Bekannten entfernt. Geni, der kein Daheimbleiber war, hatte schon den Hut auf dem blonden Schopf und trat in die Stube, um sich noch ein paar Streichhölzer einzustecken. Einigermaßen überrascht, fand er Inocenta allein auf der Wandbank hinter dem Tisch sitzen.

Die Fensterhelle umfloß ihren schlanken Körper. Wieder spielte das Licht an ihrem Halse und zeigte die feinen, dunklen Krauslocken, in die das reiche Haar endete. Sie las in einem Buche, das Jonas ihr gegeben und das sie ein wenig langweilte; denn sie gähnte zweimal und legte die Hand vor den Mund, es zu verbergen.

„Ganz allein?“ fragte Geni. Er war unsicher, ob er verweilen sollte.

„Ja,“ antwortete sie kurz und verstonnen; es war auch gar so still im Hause.

Er schlenderte an den Tisch heran. „Was liest?“ fragte er.

Sie schlug das Titelblatt auf und zeigte es ihm.

„Lebenskunst,“ las er. „Von Jonas natürlich,“ sagte er, ohne sein Lachen zu verbergen.

Eigentlich verdroß sie sein Lachen. Es war doch nur achtenswert, daß Jonas so ernste Bücher wählte. Dann gestand sie aber mit fröhlicher Offenheit: „Ich — verstehe freilich nicht alles, und es macht mich fast ein wenig schläfrig.“

Er sah sie an; der Spotteufel rumorte ihm in den Augen. Dann flog dieser weg und machte dem Bornteufel Platz. Da saß sie, mit einem Buch sich selbst überlassen, das ihr langweilig war, statt daß sie wie andere junge Frauen etwa ausgeführt wurde in ein Nachbardorf, wo es lustig und wie es sich in den Jahren gehörte zuzuging!

„Ein zweifelhaftes Festvergnügen!“ höhnte er, und wußte nicht, ob er dem Bruder oder der Schwägerin mehr grollte. Er drehte sich auf dem Absatz herum, strich mit einem Schwung ein Streichholz an und entzündete im Hinausgehen seine lange Zigarre.

Inocenta merkte, daß er seine Meinung seit jenem vorhochzeitlichen Gespräche nicht geändert hatte. Es tat ihr leid. Sie hätte gern mit ihm Frieden gehabt. Und sie dachte: Warum ist er nicht selber ein wenig bei dir geblieben, wo er doch sieht, daß du so allein bist?

Sie konnte nicht weiter lesen, lief verloren im Hause herum und nachher in den Garten und fühlte sich allein. Daheim war sie das freilich auch gewesen, aber sie hatte es nicht so gespürt wie hier. Beinahe bekam sie Lust, auf die Suche nach dem Vater zu gehen, dessen Wege sie ja kannte. Nur der Gedanke, daß Jonas heimkommen und sie vermissen könnte, hielt sie zurück.

Jonas kam auch wirklich früher zurückgehumpelt, als sie erwartet hatte. Die Stille im Hause fiel ihm auf, und er fragte: „Ist dir die Zeit nicht lang geworden?“

„Ein wenig,“ gestand sie, erleichtert, daß er da war, und errötete, als er das noch auf dem Tisch liegende Buch aufnahm und wissen wollte, ob sie sich darin umgesehen. Sie brauchte ihm nicht zu sagen, daß sie kein großes Vergnügen empfunden, er merkte es aus ihrer Verwirrung.

„Ich habe das früher auch so gehabt,“ begann er mit einer gütigen Geduld zu erklären. „Man muß das Lesen lernen; denn es ist eine Kunst. Mühe und Eifer muß dabei sein. Sonst wird es nichts Rechtes.“

Dann schlug er ihr vor, noch einen Spaziergang zu machen, und sie schritten Seite an Seite an den See hinab.

Vom Dorfe herüber tönte Tanzmusik.

Da ist sicher der Geni, dachte Inocenta.

Jonas hörte die Klänge und hatte unwillkürlich das Gefühl, aus ihrem Bereiche fliehen zu sollen. Er führte seine Frau dem blaugrünen Wasser entlang und machte sie auf die scharfe Spiegelung aufmerksam. Eine Reihe kleiner Schönwetterwolken, die am Himmel standen, waren mit gleicher Schärfe auch im See zu sehen. „Wenn du lang hinabschaust, siehst du wie in eine andere Welt. Vielleicht, wenn man scharfe Augen hätte, könnte man in diesem Spiegel die Menschen auf dem Monde sehen, von denen man spricht.“

Sie schritten weiter, manchmal einen Vorübergehenden grüßend und Gegengrüße einheimsend. Jonas sprach von den Wundern der Sternkunde, Dinge, die er ebenfalls aus Büchern geschöpft. Die Sonne losch darüber aus, und es wurde kühl. Inocenta wurde von einer leisen Trauer befallen. Ihr Herz war, ihr fast unbewußt, an den fröhlichen Musikklängen am Anfang ihres Ganges hängen geblieben, und was Jonas ihr erzählte, dünkte sie wohl klug, aber sie wurde nicht warm dabei. —

(Fortsetzung folgt.)

Dorfmusikanten.

Ein Idyll aus vergangenen Tagen.

Still träumt das Städtchen durch den Sommertag.
 Der Brunnen rauscht in selbstzufriedener Weise. . .
 Müd' klingt vom Turm der malte Stundenschlag,
 Am Siebel ruht ein Schwälblein aus von langer Reise.
 Gar bald erstirbt des Fuhrwerks Polterton — — —
 Es döst die Welt im holden Mittagsfrieden,
 Leis nickt im Lindenbaum ein Finklein schon — — —
 Mir ist, als ob der Lärm dies Glück gemieden.